

Symposium „Die Katastrophen in Japan und die Rolle der konventionellen und neuen Medien – Ein vergleichender Blick auf die Berichterstattung in Japan und Deutschland“ am 7. Juli 2011 im JDZB

Das Japanisch-Deutsche Zentrum Berlin (JDZB) und die Japan Foundation initiierten im Rahmen des 150-jährigen Jubiläums der deutsch-japanischen Beziehungen das Symposium „Die Katastrophe in Japan und die Rolle der konventionellen und neuen Medien – Ein vergleichender Blick auf die Berichterstattung in Japan und Deutschland“. Am 7. Juli 2011 kamen im JDZB deutsche und japanische Journalisten sowie Professoren der Publizistik und Japanologie zusammen, um die Berichterstattung beider Länder nach dem 11. März 2011 zu analysieren.

In ihrer Begrüßung sprach Dr. Friederike Bosse vom JDZB die Irritationen an, die im Zuge der Berichterstattung über die Dreifachkatastrophe entstanden sind. Sie fragte sich, ob diese Irritationen auf mangelnde Kenntnisse oder kulturelle Unterschiede zurückzuführen sind. Zudem spielen die neuen Medien eine immer größere Rolle, die hinterfragt werden muss. Einerseits bieten sie einen schnellen Zugriff auf viele Informationen, andererseits ist ein Filter für die Nutzer notwendig. Denn die durchschnittlichen Mediennutzer können die vielen Informationen nicht einordnen. Auch Prof. Kazuaki Tezuka vom Japanischen Kulturinstitut in Köln verwies darauf, dass dieses Symposium wichtig sei, um die Medien zu analysieren. Nicht nur der Wettbewerb ist von Bedeutung sondern auch ein Umdenken in der Berichterstattung. Daher sind Dialoge über globale Probleme notwendig.

In der ersten Themensitzung ging es um die Rahmenbedingungen des Journalismus im Allgemeinen. Die einleitende Frage war, ob es stimmt, dass japanische Journalisten eher Chronisten und somit als Informationsjournalisten auch Diener des Staates sind, während die deutschen Journalisten eher Wühlmäuse sind, die durch ihren investigativen Journalismus als Wachhunde der Gesellschaft fungieren.

Nach Prof. Dr. Alexander Görke von der FU Berlin ist der Journalismus das Metronom der Weltgesellschaft. Er gibt den Takt vor. Allerdings ist die Berichterstattung immer den nationalen Gegebenheiten unterworfen, wie die Struktur der Medienlandschaft oder politische Ereignisse (Wahltermine etc.). Im Falle Japans gibt das Gesetz der Medienberichterstattung die Richtlinien vor. Zusätzlich zu diesen Richtlinien hat der Sender NHK für sich selber einen Rahmen geschaffen, so Yoshinori Imai von NHK. Als öffentlicher Sender hat er die Pflicht, relevante Informationen so schnell wie möglich herauszugeben. Mit diesem Grundsatz standen die NHK-Reporter im Konflikt, als weder TEPCO noch die japanische Regierung Zugang zu Fakten boten. Das Problem war, dass die japanischen Journalisten zu wenige Informationen hatten und diese auch nicht bestätigen konnten. Vermutungen von verschiedenen Experten hätten auch verifiziert werden müssen. Außerdem entstand ein Informationsgefälle, als die japanische Regierung den ausländischen Journalisten andere Informationen gab als den japanischen.

In der anschließenden Diskussion wurde diese Haltung kritisiert. Görke betonte, dass es in Deutschland die Tendenz gibt eher Experten zu vertrauen. Das Problem hierbei ist, dass Experten verschiedene Meinungen haben. Trotzdem ist es wichtig, dem Zuschauer bzw. Leser

zu ermöglichen, sich ein Bild von den Ereignissen zu machen. Letztendlich ist es wichtiger, unterschiedliche Perspektiven erkennen zu lassen, als eine abwartende Haltung einzunehmen und die Fakten zu glorifizieren. Die Ansichten darüber, ob es legitim sei, in der Zeit, in der Fakten geprüft werden, Vermutungen anzustellen, blieben kontrovers. An der deutschen Berichterstattung wurde kritisiert, dass viele technische Begriffe wie Mikrosievert u.a. und auch die Hintergründe nicht ausreichend erklärt wurden. Außerdem wurde bemängelt, dass Informationen bei der Übersetzung verloren gingen.

Im zweiten Teil des Symposiums wurde die Rolle der sozialen Medien von dem Medienjournalisten Daisuke Tsuda thematisiert. Seiner Meinung nach sollten die sozialen Medien mit den traditionellen Medien kooperieren, so dass sie sich nicht gegenseitig behindern. Während der Katastrophe waren die sozialen Medien den traditionellen in Bezug auf Schnelligkeit überlegen. Tsuda sieht viel Potential in den sozialen Medien. Allerdings müssen Probleme wie die unkontrollierte Verbreitung von falschen Informationen noch gelöst werden. Auf die Frage, wie mit den einseitigen Informationen umzugehen sei, antwortete Tsuda, dass es eine neue Aufgabe für die traditionellen Medien sei, diese Informationen der sozialen Medien zu überprüfen. Die traditionellen Medien müssen sich den neuen gegenüber öffnen und sich über deren Bedeutung bewusst werden.

Im dritten Teil ging es konkret um die Darstellung der dreifachen Katastrophe in den deutschen und japanischen Medien. Mario Schmidt vom NDR und Michael Ludewig von der dpa berichteten über die Probleme der deutschen Journalisten bei ihrer Arbeit vor Ort und in Deutschland. Für die Korrespondenten sei die Situation neu gewesen: das Chaos in Fukushima und die vielen Opfer im Nordosten Japans. Die mangelnden Informationen seitens TEPCO und der Regierung hätten die Journalisten einerseits verwirrt, andererseits standen sie unter Druck, da sie berichten mussten. Für die deutschen Leser sollte Nähe erzeugt werden. Daher stand die Frage, ob so eine Katastrophe auch in Deutschland möglich sei, mehr im Vordergrund. Schmidt und Ludewig bekräftigten, dass dabei niemals Mitgefühl mit den Opfern der Katastrophe gefehlt hat und über Fukushima und das vom Tsunami zerstörte Gebiet zu gleichen Teilen berichtet wurde. Im Kontrast dazu standen die Beobachtungen von Norihide Miyoshi vom Berliner Büro der Yomiuri Shinbun, der die deutsche Berichterstattung anders wahrnahm: Er fand sie einseitig und sensationsorientiert im Vergleich zu den englischsprachigen Medien. Ihm fehlten Mitgefühl und Respekt für die japanische Bevölkerung. Die beiden deutschen Journalisten dementierten dies. Sie betonten noch einmal, dass solch eine Situation für Journalisten schwer ist. Die Journalisten mussten unter Zeitdruck und Schlafmangel arbeiten. Zudem hatten sie Sorge, dass etwas vor ihnen verborgen wurde. Außerdem ist es schwierig, den Leuten gerecht zu werden. Sie räumten aber ein, dass auch schlechte Artikel veröffentlicht worden sind. Das Publikum wiederum stimmte mit Miyoshis Feststellungen überein, die deutsche Berichterstattung sei mit an der Hysterie in Deutschland schuld. Die Auswahlkriterien für die in den deutschen Medien interviewten Experten seien zweifelhaft gewesen. Bei manchen entstand der Eindruck, dass die deutsche Berichterstattung politisch motiviert war. Die deutsche Presse hätte Fukushima für einen Ausstieg aus der Atomenergie instrumentalisiert.

Im Gegensatz dazu war die japanische Berichterstattung mit anderen Problemen konfrontiert. Durch den Tsunami fielen Druckerpressen der Asahi Shinbun aus. Trotzdem mussten Printmedien in die Katastrophengebiete gebracht werden. Die Journalisten hatten mit der

knappen Stromversorgung und dem Lebensmittelmangel zu kämpfen. Vor allem die jüngeren Journalisten standen unter psychischem Druck, da sie vor Ort lieber helfen wollten, anstatt die Opfer zu interviewen. Neben dem investigativen Journalismus bezüglich der Lage des AKWs spielten praktische Informationen eine große Rolle, die den Leuten in den Katastrophengebieten helfen sollten. Zudem entstanden Konflikte bei der Entscheidung, was wichtiger sei, Berichte über das Erdbebengebiet oder das AKW. Ein weiteres Dilemma bildete die kritische Berichterstattung. Um Kritik üben zu können, brauche man Fakten, sonst sei es nichts anderes als Demagogie, so Wataru Sawamura vom Londoner Büro der Asahi Shinbun. Am Ende widersprach er dem Bild der angeblichen Selektion von japanischen Journalisten bei der Zulassung zu Pressekonferenzen: Dies ist ein weltweites Problem und betrifft nicht nur in Japan.

In der Abschlussdiskussion ging es noch einmal um die Verantwortung der Medien. Anfangs fasste Prof. Dr. Irmela Hijiya-Kirschner die japanische und deutsche Berichterstattung aus ihrer Sicht zusammen: In Deutschland schwankten die Berichte zwischen Angstmache und Analyse, Aufwärmen alter Japan-Klischees und Selbstkritik. In Japan trat nach einigen Tagen der ununterbrochenen Informationsflut ein Ermüdungseffekt ein, Werbung wurde wieder im Fernsehen ausgestrahlt und Durchhalteparolen verbreitet, andererseits stieg das Interesse an der Energiepolitik. Die anschließende Hauptfrage an die deutschen und japanischen Journalisten war, wie sie journalistische Verantwortung vor dem Hintergrund der Katastrophe in Japan definieren. Für Imai (NHK) besteht sie darin, nicht nur die Einzelheiten sondern auch das große Ganze im Blick zu behalten. Seiner Meinung nach haben die japanischen Journalisten auf zu viele Details geachtet. Es ist die Aufgabe der Journalisten die Atmosphäre, welche die Gesellschaft umgibt, zu durchbrechen. Für Schmidt (NDR) ist es am wichtigsten, den Zuschauern und Lesern das Gefühl zu geben, dass sie genug informiert sind. Die Verantwortung ändert sich dahin, dass mehr Quellen auszuwerten sind, da nun auf die neuen Medien zugegriffen wird. Hier sieht er die Herausforderungen für die Zukunft. Die Verantwortung für Journalisten, die in Katastrophengebieten arbeiten, liegt darin, dass sie die Ereignisse, über die sie berichten, doppelt hinterfragen müssen. Tsuda reflektierte noch einmal über die neuen Medien und ihre Aufgaben. Trotz der vielen Vorteile müssen sie mehr mit den traditionellen zusammenarbeiten. Außerdem sei ihm bewusst geworden, dass zwar in den japanischen Massenmedien und Wochenzeitschriften Kritik an TEPCO und der japanischen Regierung laut wurde, aber keine Selbstkritik am Journalismus stattfand. In Japan gebe es noch keine Metakritik. Die Verantwortung der sozialen Medien, vor allem wer die Verantwortung für den Inhalt dieser Medien übernimmt, hält Tsuda für eine berechtigte Frage. Dieses Problem ist noch zu lösen. Ein erster Ansatz ist die Einordnung und Verifizierung der sozialen Medien durch Journalisten.

Günter Knabe, Journalist und Moderator der Diskussion, hielt am Ende zusammenfassend fest, dass noch viel Arbeit auf dem Feld der Berichterstattung zu tun ist. Er hofft, dass die gegenseitige Aufmerksamkeit der beiden Länder nicht nur in Bezug auf die Katastrophe aufrecht erhalten bleibt.

Juliane Böhm
(Japanologie der Freien Universität Berlin)